

Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft.
Wissenschaftlicher und administrativer Teil = Actes de la Société
Helvétique des Sciences Naturelles. Partie scientifique et administrative
= Atti della Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 157 (1977)

Artikel: In den Salinen von Kalala bei Bilma (Tenere)

Autor: Gardi, René

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-90732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

2. In den Salinen von Kalala bei Bilma (Tenere)

René Gardi (Bern)

Auf der Reise durch fast menschenleeres Land von Agades zur Nordwestecke des Tschadsees, auf einer unmarkierten Fahrt mit Karten im Massstab 1:200000, die entsetzlich leer aussehen, stösst man etwa auf halbem Weg kurz vor dem Termit-Massiv auf das Egaro-Tal am Südrand des Tenere. Ein Blick auf die Landkarte zeigt die Lage dieser Wüste, in welcher die Schweiz wohl etwa ein dutzendmal Platz fände. Im Norden ist sie hufeisenförmig von Gebirgslandschaften eingeschlossen, senkt sich allmählich gegen Süden und endet offen im Sahel, im Grenzgebiet zwischen Steppe und Wüste. Der Tenere – es bedeutet etwa "Land da draussen" – liegt zum grössten Teil in der Republik Niger. Auf der Übersichtskarte ist am unteren Rand auch das Egaro Tal eingetragen. Hier erreicht man die Grenze der nomadisierenden Stämme der Tuareg im Westen und der Tubu im Osten, hier kann es geschehen, dass sie sich am gleichen Brunnen in das Wasser teilen müssen.

Das riesige Gebiet, das mit dem Wort Tenere zusammengefasst wird, ist überaus dünn bevölkert. Was ich nun auf den kommenden Seiten schildere und beschreibe, betrifft das Schicksal von kaum sechstausend Menschen, die am Südrand in Zelten leben oder in den Kaouar-Oasen zu Hause sind. Sie erscheinen glücklicherweise nirgends in den Schlagzeilen der Zeitungen; in den gegenwärtigen schrecklichen Wirrnissen und in der Vielfalt von kaum lösbaren afrikanischen Problemen ist ihre Existenz politisch und wirtschaftlich bedeutungslos. Wenn ich nun berichte, ohne Beschönigungen und mit möglichst wenig Vorurteilen, was ich bei Menschen im Zelt und im Lehmhaus erlebte, möchte ich eine Hilfe leisten zum Verstehen des für uns oft so Unbegreiflichen. Grosse Überblicke und Verallgemeinerungen liegen mir nicht, ich finde die Seele nur beim Einzelnen, bei den Familien. Aber vielleicht ist nur das der Schlüssel zum Begreifen.

Die Nomaden und die Sesshaften am Rand des Tenere wohnen nur für uns am Ende der Welt, einer Welt, die sehr verschieden ist von der unsrigen. Sie leben in anderen Verhältnissen, mit ganz anderen Bedürfnissen und Vorstellungen.

Bilma, der Hauptort im Kaouar

Bilma ist Verwaltungszentrum eines riesigen Bezirkes, das zum Departement Agades gehört. Der Ort, wegen der nahegelegenen Salinen seit Jahrhunderten bekannt, zählt nicht viel mehr als tausend Einwohner. Es sind vor allem Sahara-Kanuri und sesshaft gewordene Tubu. Nur die Zugezogenen sind anderer Herkunft, die Funktionäre der Verwaltung, die Lehrer und einige libysche Händler, die Krämer der Wüste. Seit Jahrzehnten leben keine Europäer mehr in der Stadt. Erst 1906 haben die Franzosen hier eine Garnison gegründet. Die ersten Eingeborenentruppen unter der Führung einer Handvoll französischer Offiziere und Unteroffiziere erreichten den wichtigen Ort an der alten Karawanenstrasse von Süden her.



Abb. 1 In der stets versandeten Hauptgasse von Bilma

Die Franzosen folgten hier einem historischen Beispiel, wenn sie der Meinung waren, die Beherrschung des Kaouar sei wichtig zur Sicherung ihres Kolonialreiches zwischen der nördlichen Sahara und den Sudanländern zwischen dem Tschadsee und dem Niger. Bereits im 13. Jahrhundert beherrschte der Bornu-König Dunama Dibbalemi (1210–1224) den Tenere bis zum Air, und ein Keil seines Reiches drang weit in den heutigen Fezzan hinein. Und Idriss Alaoma (1580–1617) hat Kanuri aus dem Bornu-Reich am Tschadsee in Bilma angesiedelt zur Sicherung der Karawanenstrasse und der Salinen. Die heutigen angesehenen Geschlechter wären also die Nachfahren der seinerzeit von Idriss Alaoma persönlich nach Bilma gebrachten Kanuri.

Im Südwesten der Stadt liegen, stark vom Sand bedroht, die Gärten, aber ihr Ertrag reicht niemals aus, die Menschen zu ernähren, obschon die artesischen Brunnen reichlich fließen und der Grundwasserspiegel so hoch liegt, dass man die Dattelpalmen nicht zu wässern braucht.

Den Salinen von Kalala, die etwa drei Kilometer nordwestlich zu finden sind, verdankt Bilma seine Existenz.

In den Salinen von Kalala

Bilma wäre ohne die Salinen längstens tot, denn nur sie verschaffen den Bewohnern die Möglichkeit, ihre notwendigen Lebensmittel, vor allem die Hirse, einzuhandeln. Offenbar hat man hier bereits in prähistorischen Zeiten Salz gewonnen, denn steinzeitliche Werkzeugfunde weisen darauf hin, und arabische Schriftsteller berichteten schon im vierzehnten Jahrhundert vom Bilma-Salz.

Kalala, so heisst der Salinenort neben Bilma, ist schwierig zu beschreiben, und ich bin wieder einmal froh über die Hilfe der Fotografien. Auf einer Fläche von etwa fünfzehn Hektaren ist aus der langweilig ebenen Landschaft eine wüste Kraterlandschaft entstanden, ein wie von Riesen durchpflügter Acker oder eine von Bombeneinschlägen zermarterte Erde. Seit Jahrhunderten hat man hier gewühlt, hat bis auf den Grundwasserspiegel Löcher gegraben und die Erde ringsum zu künstlichen bizarren Hügeln aufgeschüttet. Jährlich müssen die Becken gereinigt werden, es sind weit über tausend, und jährlich werden die Hügel ringsum wieder höher. So ist nun jede Salinengruppe von einem zerklüfteten Miniaturbergland umgeben, und die Kuppen und Grate liegen haushoch über der braunen Sole. Steil sind die steinhart getrockneten Wände des Abfallschuttes, und über die Hügel weg bläst oft der Wind, welcher hobelt und feilt, die Menschen plagt und unwillkommenen Sand heranträgt.

Von den schmalen Kämmen der höchsten Hügel blickt man in den Tenere hinaus, der so hell ist, dass die Horizontlinie verschwindet und sich die Wüste mit dem Himmel verbindet. Zu Füssen aber schaut man fast senkrecht hinunter in die dunkeln Löcher einer aufgegebenen Saline.



Abb. 2 Neben jeder Saline findet sich ein kleiner Arbeitsplatz.

Dort, wo man erst vor zehn oder zwanzig Jahren begonnen hat, sind die Schutthügel noch weniger hoch. Die einzelnen Becken hat man rechteckig angelegt, alle wie Gartenbeete durch schmale Mäuerchen abgetrennt, und alle Ränder und Wände sind weiss wie nach einem frischen Schneefall. Zu jeder Saline gehört ein kleiner Arbeitsplatz, es ist eine sanft geneigte Fläche, manchmal kaum viel grösser, als zwei aneinandergeschobene Küchentische beanspruchen. Dorthin wirft man das eben gewonnene Salz, und dort, wo daraus das Wasser ins Becken zurückfliesst, entstehen Salzstalaktiten, die in der Sonne glitzern. Und ringsum sind alle Wände und Flächen über der rost-roten Sole so blendend hell, als ob man sie eben frisch gekalkt hätte wie die Bauernhäuser auf einer griechischen Insel.

Im chaotischen Wirrwarr von Hügeln und Tümpeln, in versteckten Tälchen und einem Labyrinth kleiner Pfade entdeckt man kleine, miserable Hütten, die aus krustigen Salztonblöcken erbaut sind. Dort verkriechen sich in der heissen Mittagszeit die Arbeiter in den Schatten, den einzigen, der in dieser baumlosen Wüstenei zu finden ist. Gleichzeitig dienen sie als Speicher für das gewonnene Salz.

Früher war Kalala bewohnt, der Ort war grösser und wichtiger als das damalige Bilma; erst als man von Kriegerhorden immer wieder überfallen wurde, zog man nach Bilma um, das man befestigte. Näher den Bergen fühlte man sich offenbar etwas sicherer. Die restlichen Wände zerfallener Häuser des alten Ortes Kalala sind im Verlauf der Zeit von seltenen, aber doch möglichen Regen da und dort ausgelaugt und in seltsame Filigranwerke verwandelt worden, denn auch hier baute man mit salzhaltiger Tonerde.

Die durchschnittliche Regenmenge beträgt für die Gegend von Bilma zwanzig Millimeter im Jahr. Das ist das Mittel der Messungen während vierzig Jahren. Zwanzig Millimeter, das ist nicht besonders viel, und Jahre ohne einen einzigen Tropfen Regen sind nicht unbekannt. Im Kaouar leben Kinder, die nicht das Vergnügen kennen, durch Regenpfützen zu stapfen, die nie unter einem Gewitterguss nass geworden sind.

Der Himmel verteilt seinen Segen, wie er will! Etwa fünfzehnhundert Kilometer weiter südlich misst man am Kamerun-Berg jährliche Regenmengen von acht Metern! Aber der Regen ist für den Wasserbestand in den Bilma-Salinen bedeutungslos. Der Pegelstand des nach oben gedrückten Grundwassers verändert sich kaum, er ist auch während der vergangenen Jahre der Dürre nicht gesunken.

Obschon im trockenen und heissen Sommerklima Unmengen von Wasser verdunsten, besteht trotzdem keine Gefahr des Austrocknens. Im Tschadsee verdunsten pro Jahr mehr als drei Meter Wasser, und im Innern der Sahara sind Verdunstungshöhen von mehr als fünf Metern gemessen worden. Ein See ohne Zufluss wäre also Jahr für Jahr fünf Meter weniger tief. Für einen Oasenbauern sind diese Verdunstungswerte eine Plage. Sammelt er in einem zementierten Becken Regenwasser für späteren Gebrauch, stiehlt ihm die Sonne einen grossen Teil seines Vorrates, oder wenn sein Garten vielleicht hundert Meter von der Quelle oder vom Schöpfbrunnen weg liegt, kommt am Ende der Seguia, des Zuleitungskanälchens, nur noch die Hälfte des Wassers an, das er nach längst erworbenen Rechten zugute hätte. Nächtlche Wasserzuteilungen sind deshalb wertvoller.

Die Salinenbesitzer aber haben nichts dagegen, denn je rascher das Wasser verdunstet, desto besser entwickelt sich das Salz. Und Allah sorgt in

seiner Gnade stets dafür, dass die Becken in den Salinen nie trocken werden, denn immer wieder steigt neues Wasser nach oben und bringt Salz mit, das in früheren Perioden unserer Erdgeschichte dort abgelagert worden ist.

“Das Salz liebt die Kälte nicht”, heisst es, und auch den Wind nicht. Während der Wintermonate ruht die Arbeit in den Salinen; in dieser Zeit regiert oft der Wind, er ist ungnädig und weht Sand in die Becken. Erst etwa gegen Ende März ziehen die Besitzer mit ihren Familien jeden Tag hinaus, da herrscht bis weit in den Sommer hinein Leben, und dann wieder im Frühherbst nach der grossen Hitze, wenn man sich beeilen muss, alle Lager zu füllen, bevor die Karawanen ankommen.

Zuerst müssen die Salinen nun gereinigt werden. Der hineingewehte Sand wird herausgeschaufelt, die harten, schmutzigen Krusten im Untergrund, die oft auch das Nachströmen des Wassers verhindern, werden zertrümmert, gelöst und ebenfalls herausgekratzt und herausgehoben, und die Hügel ringsum werden wieder einmal ein wenig höher. Die leicht geneigten Flächen, die Arbeitsplätze zwischen den Abrauhügeln und den Becken werden ebenfalls gesäubert, bis sie blank und glatt sind wie Tischflächen.

Die Becken liegen etwa zwei Meter tiefer als die Ebene ringsum, und das Wasser darin reicht einem Arbeiter etwa bis zu den Knien, manchmal auch ein wenig höher.

Viele meiner Leser werden wohl einmal am Mittelmeer eine Saline besichtigt haben. Mit Hilfe eines kunstvollen Kanalsystems wird Meerwasser

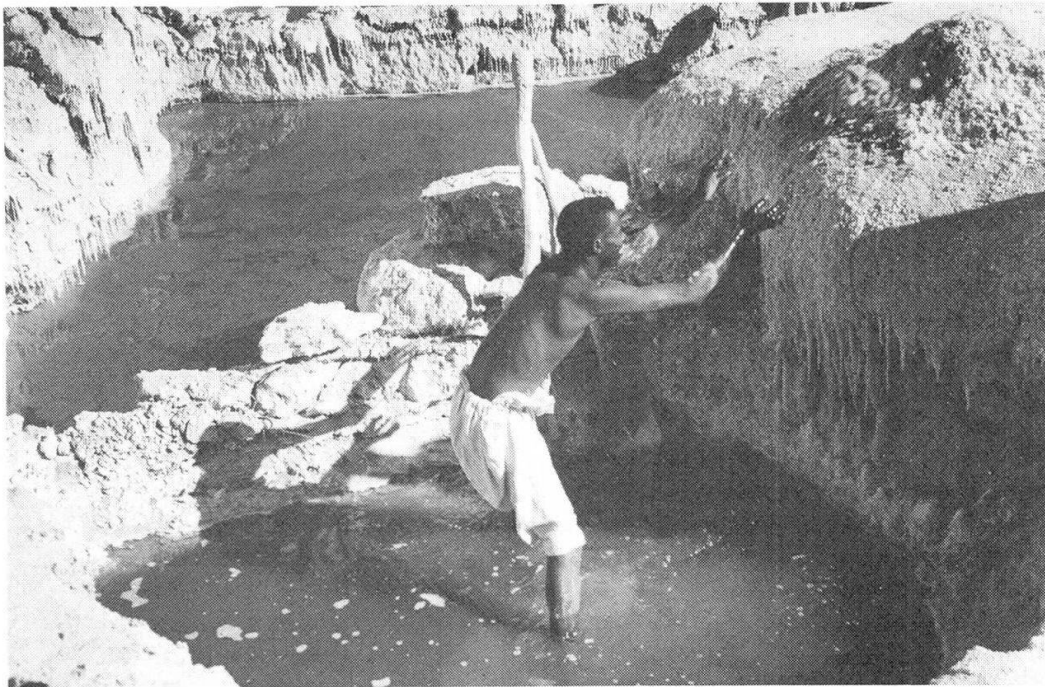


Abb. 3 Der Mann hebt Bezasalz vom Grund und wirft es auf den Arbeitsplatz. Das zurückfliessende Wasser bildet Salz-Stalaktiten.

in grosse, flache Becken geleitet, und dann, wenn die heisse Sommersonne ihre Pflicht getan hat und alles Wasser verdunstet ist, schichtet man das Salz mit Schaufeln und breiten Rechen zu grossen Haufen.

In Bilma ist es etwas umständlicher. Dort kann man nicht warten, bis kein Wasser mehr im Becken ist, denn durch den artesischen Druck wird das verdunstete Wasser ja immer wieder bis zum Niveau des Grundwasserspiegels nachgefüllt. Durch das Verdunsten entsteht bald einmal eine übersättigte Lösung. Das Salz beginnt sich an der Oberfläche auszuschcheiden. Es entsteht eine dünne Schicht, nicht unähnlich dem ersten dünnen Eis auf einem zufriedenen Teich. "C'est le bon Dieu qui fait ça", so lautet die schlichte Erklärung der Arbeiter, der liebe Gott macht das.

Diese Schicht bricht sehr leicht, ausserdem hilft man nach. Mit Stöcken wird sie zerbrochen, oder, noch einfacher, durch Übersprühen mit Wasser wird dafür gesorgt, dass diese Salzschrift, die man Minto nennt, auf den Grund sinkt. Das Mintosalz ist noch nicht kristallisiert, es ist teigig weich. Die erste Arbeit wird von einem Spezialisten besorgt, dem "Baktuma", der für verschiedene Besitzer arbeitet und nach altem Recht einen bestimmten Anteil des Ertrages zugute hat. Er geht also von einem Becken zum andern, kauert an den Rand und wirft geschickt mit einer kleinen Kalebasse Wassergerben über die Salzschrift. Das besorgt er zweimal täglich. Zwei Wochen später hat sich auf dem Grund des Beckens dieses Mintosalz verwandelt. Aus der weichen Masse ist nun ein grobkörniges, kristallisiertes Salz entstanden, das Bezasalz.

Die Sole ist rostrot-braun; füllt man sie in ein Glas, erscheint sie wohl gefärbt, aber doch durchsichtig. Taucht man aber die Hand hinein und wartet, bis sie trocken ist, dann sieht sie bald aus, als ob sie mit einem weissen Handschuh überzogen wäre. Deshalb, weil der "Baktuma" mit seinem Wasserwerfen ja auch die Ränder netzt, sind alle Salinen so blendend weiss getüncht.

Wie erwähnt, ist das Bezasalz nach etwa zwei Wochen reif. Es kann jetzt herausgehoben werden. Das Arbeitsgerät, mit dem das geschieht, könnte nicht einfacher und billiger sein. Eine Kalebasse, das ist eine verholzte Kürbisschale, wird halbiert. Es entstehen so zwei "Schaufeln". Der Salzarbeiter steigt nun mit nackten Füßen ins Becken und kratzt das Bezasalz zusammen, das sich auf dem Grund angesammelt hat. Eine Schale in der linken Hand, die andere in der Rechten, taucht er mit stark abgewinkelten Armen ins Wasser, kratzt Salz von links und von rechts gleichzeitig zusammen, bis sich die Schaufeln berühren, er presst sie zusammen, hebt sie heraus und wirft das Salz zu einem Haufen auf die kleine Ebene, die niemals fehlt. Das Wasser fliesst daraus ins Becken zurück und bildet Stalaktiten. Dieses Bezasalz ist sehr hell und wird vor allem zum Kochen verwendet. Etwa nach drei Tagen ist es trocken und wird weggeräumt.

Viel wichtiger für den Handel ist aber das Viehsalz in Form der Kantu, der Salzstöcke, die eine andere Zusammensetzung aufweisen. Lässt man das Bezasalz liegen, wird sich im Verlauf des Sommers nach und nach immer wieder eine neue Schicht des Mintosalzes darauf ablagern, das sich auch wieder in Bezasalz verwandelt. Das darunterliegende Bezasalz aber verändert sich ebenfalls unter dem Druck, es wird hart und kompakt und heisst nun Kowsalz. Aber auch dieses Kowsalz – es ist ziemlich dunkel und grau – verwandelt sich zuunterst noch einmal in eine weniger dichte Form, die man



Abb. 4 Blick in eine Saline. Der Stock mit der Metallspitze dient zum Lösen des verkrusteten und hart gewordenen Salzes vom Grund des Beckens.

Kali nennt. Dieses Kalisalz ist wieder heller und vermischt sich mit der Erde auf dem Grund der Saline. Es wird kaum verwendet.

Wenn man sich nun die Geschichte in einem Schnitt vorstellt, von unten nach oben betrachtet und mit fließenden Übergängen, ist zuunterst das Kali, es folgt Kow, darüber liegt Beza, das zugedeckt ist vom Minto. Dann folgt die gesättigte Salzlösung, und zuoberst bildet sich wieder die dünne Schicht, die der "Baktuma" mit seinem Wasserwerfen sinken lässt.

Das Kantusalz wird erst im Herbst bereit sein, während des Frühsommers gewinnt man in der Regel in einigen bestimmten Salinen vor allem das weisse Bezasalz für den Küchengebrauch. Meistens wird es in loser Form gehandelt, manchmal auch formt man in kleinen, sehr eng geflochtenen, halbkugeligen Körben, die mit einem Lederboden verstärkt sind, kleine Brote. Damit das Salz zusammenhält, mischt man als Bindemittel ein wenig weiches Mintosalz dazu.

Erst gegen Herbst, kurz bevor die Karawanen in Bilma ankommen, ist dann die grosse Zeit der Fabrikation der Kantu. Ich habe zwar einmal auch bereits anfangs April zugeschaut, wie man in die Formen aus Palmstämmen die Salzmischung presst.

Ich will nun versuchen, soweit ich es begriffen habe, zu schildern, wie man diese für das Bilmasalz so charakteristischen Salzstöcke, die Kantu,

formt, wobei mit dem Wort gleichzeitig zwei Begriffe zu unterscheiden sind. Einerseits meint man damit die Form, andererseits auch die Salzmischung. Weil nur diese bestimmte Mischung für die Fabrikation dieser Kantuform verwendet wird, erhält das Wort einen doppelten Sinn, Form und Qualität des Salzes.

Zuerst wird das Bezasalz weggeräumt, dann steigt ein Mann in das Becken und zertrümmert die steinhart gewordene Schicht des Kowsalzes. Er braucht dazu eine starke Holzstange, über die an einem Ende eine fast handlange, geschmiedete Eisenspitze gestülpt ist. Der Arbeiter trägt nur ein Paar alte, zerschlissene Hosen und steckt mit nackten Füßen in der ätzenden Sole. Bald sieht der arme Kerl erbarmungswürdig aus, über und über bespritzt und dadurch weiss bekleckst, und ab und zu wischt er sich die Salzkrusten aus den Augen und vom schweissnassen Gesicht. Eine harte Arbeit, bei Gott, und oft unter einer Sonne, die zum Ungeheuer geworden ist. Mit harten Stößen zertrümmert und spaltet der Mann die harte Schicht des Kowsalzes, er hebt sein Gerät, die Diagar, und voller Kraft saust sie vor seinen Füßen auf den Grund des Beckens. Nun hebt er einen Brocken nach dem anderen heraus und schichtet sie zum Trocknen am Rand des Beckens auf.

Nach der Arbeit wechselt er seine Kleider. Am Morgen, auf dem Marsch zur Saline, hat er sich an einer Quelle einen Krug mit Wasser gefüllt, damit wäscht er sich nun. Auch das ein Wunder von Bilma: Nicht weit von den Salinen, wo die gesättigte Sole aufsteigt, plätschert ein Bächlein über eine

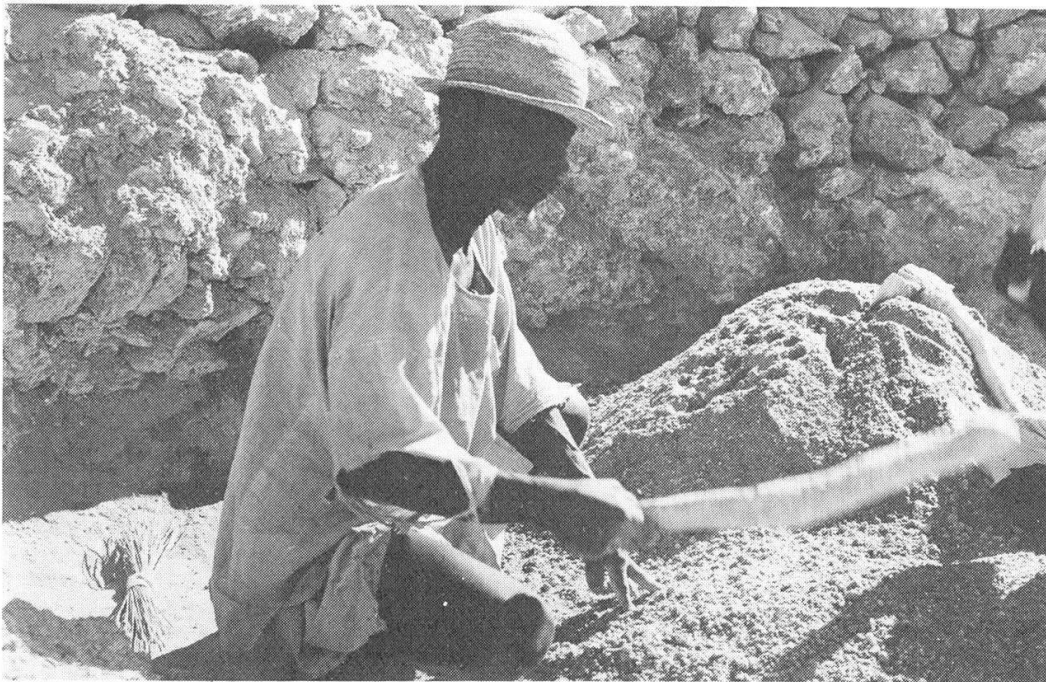


Abb. 5 Das getrocknete Salz wird solange zerschlagen, bis es ziemlich feinkörnig geworden ist.

kleine Wiese, im grünen, kurzen Gras leuchten farbige Blüten, und dieses Quellwasser enthält keine Spur von Salz. Der Arbeiter – Besitzer oder Angestellter –, der eben noch verschmiert, verdreckt und voller Krusten bis weit über die Knie in der Sole stand, verwandelt sich nun wieder in einen Bürger in weissen Hosen. Er hat sich ein helles Tuch um den Kopf gewickelt und ist in einen blauen oder zartgelben Boubou geschlüpft, denn gute Kleider gehören zu seiner Würde, und müde und zufrieden geht er mit einem Korb in der Hand die drei Kilometer zurück nach Bilma.

Einige Tage später. Nun sitzen sich zwei Leute auf dem Arbeitsplatz neben der Saline gegenüber und zerschlagen, zertrümmern und zerstoßen mit Holzkeulen die mittlerweile getrockneten Salzblöcke zu einem groben Griess. Gleichzeitig wird noch salzige, eigentlich fast wertlose Erde dazugemischt, offenbar als Bindemittel. Die Erklärung, die ich erhielt, lautete einfach: “Die Tuareg lieben es so”.

Während etwa einer Woche kratzt man täglich das weiche Mintosalz zusammen und häuft es in einer Ecke des Beckens unter Wasser an. Zur Verwendung darf es sich noch nicht in das kristallisierte Bezasalz verwandelt haben. Weil Mintosalz ja teigig weich ist, dient es offenbar dazu, die Mischung formbar zu gestalten, es wird, bevor man es zur ersten Mischung mengt, nicht getrocknet. Das Mintosalz erhöht natürlich auch noch den Salzgehalt. Alles wird nun geduldig und sorgfältig gemischt, und nun wäre alles bereit, um die Formen zu füllen. Die Form: Es braucht Spezialisten, um sie herzustellen. Vom Stamm einer bestimmten Dattelpalmsorte schneidet man ein etwa achtzig Zentimeter langes Stück, das nun mit geeignetem Werkzeug – ähnlich dem, mit welchem man die Hirsemörser fabriziert – von einer Seite her ausgehöhlt wird, derart, dass sich der Hohlraum gegen das Ende zu konisch verengt, denn nur so lässt sich die Form nachher vom Salz abheben. In die Spitze hinein passt man noch eine Verstärkung aus dem Holz eines alten Hirsemörser. Die Innenseite wird sorgfältig geglättet und noch mit einer Mischung aus Lehm und Asche bestrichen.

Die vorbereitete Salzmischung darf nicht aufbewahrt werden, so dass nun für die ganze Familie einige strenge Arbeitstage folgen, bis der Vorrat geformt ist. Wenn ich richtig begriffen habe, herrscht noch immer eine genaue Arbeitsteilung. Der “Magema” füllt mit Kalebassenschalen oder Schaufeln die Form, der zweite Mann, der “Gektuma”, hält sie senkrecht, die Spitze nach unten; von Zeit zu Zeit hebt er sie hoch und stösst sie voller Kraft senkrecht nach unten, damit das Salz fest zusammengedrückt wird. Man versteht nun, weshalb die Spitze der Form verstärkt worden ist. Man füllt reichlich, wölbt das Salz noch über die Form aus. Nun trägt sie der “Gektuma” auf einen freien Platz, dreht sie mit Schwung um, schmettert sie auf die Erde und hebt sie sorgfältig vom Salz ab, nicht anders als bei uns die Kinder, die mit nassem Sand in Blechformen Kuchen backen.

Die Fortsetzung besorgt nun in der Regel eine Frau, die “Naktuma”. Das Salz, das noch über die Form hinaus aufgeschichtet worden ist, verwandelt sich beim Hinsetzen in einen breitgedrückten Fuss. Sorgfältig, liebevoll und mit sanfter Hand verstreicht die “Naktuma” am Kantu, dem Salzstock, jede Unebenheit; sie widmet sich besonders auch dem Fuss und säubert dessen Ränder.

Den Rest besorgt die Sonne. Das getrocknete Salz klebt nun fest zusammen, es wird ziemlich hart, ist aber doch noch brüchig. Da man gleichzeitig



Abb. 6 Kantu nennt man die Salzstöcke, die für die Salinen von Bilma charakteristisch sind.

mit mehreren Formen arbeitet, bringt es ein Salinenbesitzer mit seiner Familie und einigen angestellten Knechten an diesem wichtigen Tag bis zu zweihundert Kantu, die nun ein paar Tage in Reih und Glied aufgestellt getrocknet werden.

Die einzelnen Salinen sind im Besitz der alteingesessenen Kanurifamilien von Bilma, die sich nun zum Schutz seit einigen wenigen Jahren zu Verkaufsgenossenschaften zusammengeschlossen haben.

Die Handelspartner

Salz ist die Seele der Wüste, heisst es, und wer Vater und Mutter nicht ehrt, wird sein Leben lang Suppe ohne Salz essen müssen. Derjenige aber, dem das Salz nie fehlt, wird stets die Kraft haben, Kinder zu zeugen, bis er sein Salz wegwirft. Sein Salz wegwerfen heisst, sich zum Sterben hinlegen.

Salz galt lange Zeit als sichere Währung, und wer den Salzhandel beherrschte, wurde reich. Das Bornu-Reich wusste wohl, weshalb es sich die Salinen im Kaouar sicherte. Auch heute noch sind die Viehzüchter in den Sahel-Ländern, Sesshafte und Nomaden, von den Steinsalzbrüchen und den Salinen der Sahara abhängig. Die Händler unterscheiden fast drei Dutzend Salz-

sorten mit grossen Qualitätsunterschieden. Die Salzblöcke, die kleinen Salzbrote oder der graue Grus in den Kalebassen, die auf den afrikanischen Märkten angeboten werden, enthalten selten reines Kochsalz, Natriumchlorid. Meistens ist es eine Mischung von allen möglichen anderen Salzen. Wenn Natriumkarbonat überwiegt, spricht man von Natron; das schmeckt dann ziemlich genau so wie die Soda, die unsere Grossmütter noch verwendeten. Das Bilma-Salz besteht aber doch vorwiegend aus Kochsalz.

Eine mittlere Saline in Kalala produziert etwa drei- bis vierhundert Kantu, und in guten Jahren verkaufen die Kanuri im Kaouar mehr als sechstausend Tonnen. Die Oase Fachi, etwa hundertvierzig Kilometer von Bilma entfernt, liefert noch einmal bis zu dreitausend Tonnen, während Séguédine – weiter nördlich im Kaouar – bedeutungslos geworden ist.

Dass der Handel zwischen den sesshaften Kanuri im Kaouar und den Tuareg, diesem alten Nomadenvolk, möglich war und noch immer ist, darf man nicht als Selbstverständlichkeit betrachten, denn beide Gruppen sind zu verschieden. Aber zwischen den Nomaden, die Jahr für Jahr nach Bilma kommen, und den Salinenbesitzern ist doch ein Verhältnis gegenseitigen Respektes entstanden. Ein Karawanenchef, der vielleicht zum zwanzigsten Mal eine Azalai – die Salzkarawane – nach Bilma führt, kauft immer beim gleichen Kanuri ein, und so entsteht zwischen den beiden Handelspartnern sogar eine gewisse gegenseitige Zuneigung.

Die angekommenen Karawanen lagern in einer schattenlosen Ebene, die in einem weiten Halbkreis von Abraumhügeln umgeben ist. Dort, einigermaßen vom Wind geschützt, richten sich die Menschen für einen Aufenthalt von etwa zehn Tagen ein. Sie stellen ihre mitgebrachten Futterballen im Halbkreis auf, legen Matten auf die Erde und verstauen die Vorräte im Hintergrund dieser kläglichen Unterkünfte. Oft sind es mehrere hundert Kamele, die gleichzeitig hier zwischen den Hügeln von Kalala mit gefesselten Vorderbeinen mit den üblichen vorwurfsvollen Gesichtern gelangweilt im Sand liegen oder herumstehen, als ob sie sich fragten, was sie hier verloren hätten. Vor der Dürre sind in guten Jahren und normalen Zeiten bis zu zwanzigtausend Tiere durch den Tenere gezogen, gegenwärtig sind es bedeutend weniger, aber immer ist der Verkehr aus dem Westen stärker als aus dem Süden.

Möglichst bald besucht der Karawanenchef in Bilma seinen Handelspartner. Sie begrüssen sich wie üblich umständlich und mit einer eindrucklichen Feierlichkeit. Sie streichen sich gegenseitig die Flächen der rechten Hand, legen sie aufs Herz, streichen einander wieder über die Handflächen und legen die Hand aufs Herz, und sie fragen einander, wie es den Familien gehe, erkundigen sich umständlich nach dem Befinden der alten Eltern, der Frau, der Kinder, sie wollen Auskunft über den Zustand der Gesundheit. Das geschieht langsam und würdig, man verzieht dabei kaum das Gesicht, und niemand spricht von Geschäften. Das hat Zeit. Aber mit Sicherheit wird der Kanuri seinem Gast einen Tee anbieten.

Seine Frau wird am Abend mit ihren Mädchen einige mit dampfendem Couscous oder Hirsebrei gefüllte Schüsseln in die Salinen tragen, um dort die unfreiwilligen Junggesellen "ihrer" Karawane damit zu erfreuen. Sie wird das noch zwei- oder dreimal wiederholen und vielleicht mit einigen Tafeln hartem Ziegenkäse aus dem Aïr als Gegengeschenk zurückkehren.

Allmählich ist es auf dem weiten Platz in Kalala, an dessen Rand die Karawanenleute lagern, lebendiger geworden. Kleine Buben, ungewaschen



Abb. 7 Die Tuareg aus dem Air holen nicht nur Salz in Bilma, sondern auch Datteln, die aus den Kaouar Oasen stammen.

und in zerschliessenen Hemdchen, sammeln für ihre Mütter das wichtige Kamelmist-Brennmaterial, und die ersten Frauen schreiten mit schweren Dattelkörben auf dem Kopf daher, oft mit einem Kind am Rücken. Der Handel kann beginnen.

Auch bei Azeluan tauchen Besucher auf, dunkel gekleidete Kanuri-Frauen, barfuss, aber mit schönen Schmuckringen um die Knöchel und an den Armen, mit Halsketten aus Harz- und Glasperlen. Es sind Bekannte vom letzten Jahr.

“Lahia, lahia lo! – Der Friede sei mit dir!” So begrüßen sich die Leute, erkundigen sich umständlich, wie es sich gehört, nach der Gesundheit und dem Befinden der Familien. Die Frauen haben sich auf eine Matte gesetzt und ihre mit Datteln bis oben gefüllten Körbe vor sich zwischen den Knien hingestellt. Die eng geflochtenen, robusten Körbe sind ringsum mit farbigen Ornamenten geschmückt, darin liegen die Datteln lose. Andere Frauen haben die Früchte an Schnüren zu langen Ketten aufgereiht.

Sich gegenseitig vorsichtig abtastend, beginnen allmählich die Verkaufsgespräche. Azeluan erkundigt sich nach dem Preis, er prüft eingehend die Datteln, nimmt eine Handvoll heraus, hält sie unter die Nase, gräbt tief in den Korb hinab, und als guter Kaufmann beurteilt er die Ware natürlich abschätzig. Mit lauter Stimme wehren sich die ebenso guten Händlerinnen gegen sein Urteil, aber dann bringt der Targui doch sein Mass, ein kleines Blechbecken von knapp zwei Liter Inhalt. Sein Sohn Al Hassani schaut zu; auch Agog, ein Neffe des Chefs, und Bubukur sind dabei, aber sie sprechen kein Wort, mischen sich niemals in den Handel, wenn der Alte sie nicht um ihre Meinung fragt, und sie würden es auch niemals wagen, ihn zu kritisieren.

An diesem Morgen tauscht man im Verhältnis von drei zu zwei. Für zwei Mass Hirse verlangt der Targui drei Mass Datteln. Das kann wechseln, man tauscht manchmal im Verhältnis zwei zu eins, im günstigsten Fall für die Kanuri fünf zu vier, aber immer ist die Hirse wertvoller.

Eine der Frauen schüttet ihren Korb auf eine gegerbte Kuhhaut, Azeluan füllt das erste Mass, er häuft weit über den Beckenrand hinaus, bis keine Dattel mehr herunterfällt; aber der alte Targui versucht noch einmal und noch einmal, noch ein paar Datteln mehr zu ergattern, obschon sie ihm längst immer herunterkollern. Agog leert die Datteln in einen Ledersack, und Azeluan zieht ein Strichlein in den Sand. Das wiederholt sich nun einige Male.

Man ist stets ein wenig misstrauisch gegeneinander, man hat aufzupassen wie ein Sperber, und trotz genauer Abmachungen und trotz der Striche im Sand entsteht gar leicht ein Streit. Die Verständigung ist nicht leicht, denn die Handelspartner verstehen einander nicht in ihren Muttersprachen und müssen sich mit Haussa behelfen, das aber weder die Karawanenleute noch die Kanuri-Frauen gut beherrschen.

Nun wickelt sich die Prozedur in umgekehrter Richtung ab, jetzt wird im gleichen Mass Hirse abgefüllt, und diesmal ist es nun die Kanuri-Frau, die das Blechbecken möglichst hoch aufzufüllen versucht. Immer und immer wieder ein listiges Probieren, ob man nicht doch noch ein wenig mehr anhäufen könnte.

Eine Frau, die dem Handel eine Weile zugeschaut hat, setzt sich neben uns und versucht, mir Dattelketten zu verkaufen. Ich habe bei Azeluan gelernt, wie man die Ware prüft: ich nehme eine erste Kette heraus und grabe tiefer. Aber der Handel ist dann nicht zustande gekommen, denn unter den Datteln hatte sie Brennmaterial versorgt, das sie bereits an diesem Morgen gesammelt hatte, runde, hart getrocknete Kamelmistkugeln.

Ein Notabel, Vertreter der Obrigkeit, in einen hinreissend hellblauen Boubou gekleidet, reitet auf einem weissen, feurigen Pferdchen daher und mahnt Azeluan, nicht zu vergessen, seine Steuern zu bezahlen, bevor er abreise. Es ist eine nicht sehr hohe Taxe, die man pro Kamellast Salz erhebt.

Später kauft Azelouan noch einmal Datteln ein. Diesmal will eine der Frauen keine Hirse, sondern Bargeld. Auch das ist möglich, aber die Umständlichkeit, mit der das geschieht, beweist einerseits den Wert, den man den Münzen beimisst, und andererseits auch die Unerfahrenheit der Frauen im Umgang damit. Die Geldstücke und die kleinen Noten werden in Reihen hingelegt, man zählt dreimal und berührt mit dem Zeigefinger Stück für Stück, bis man sicher ist, dass der Handel stimmt.

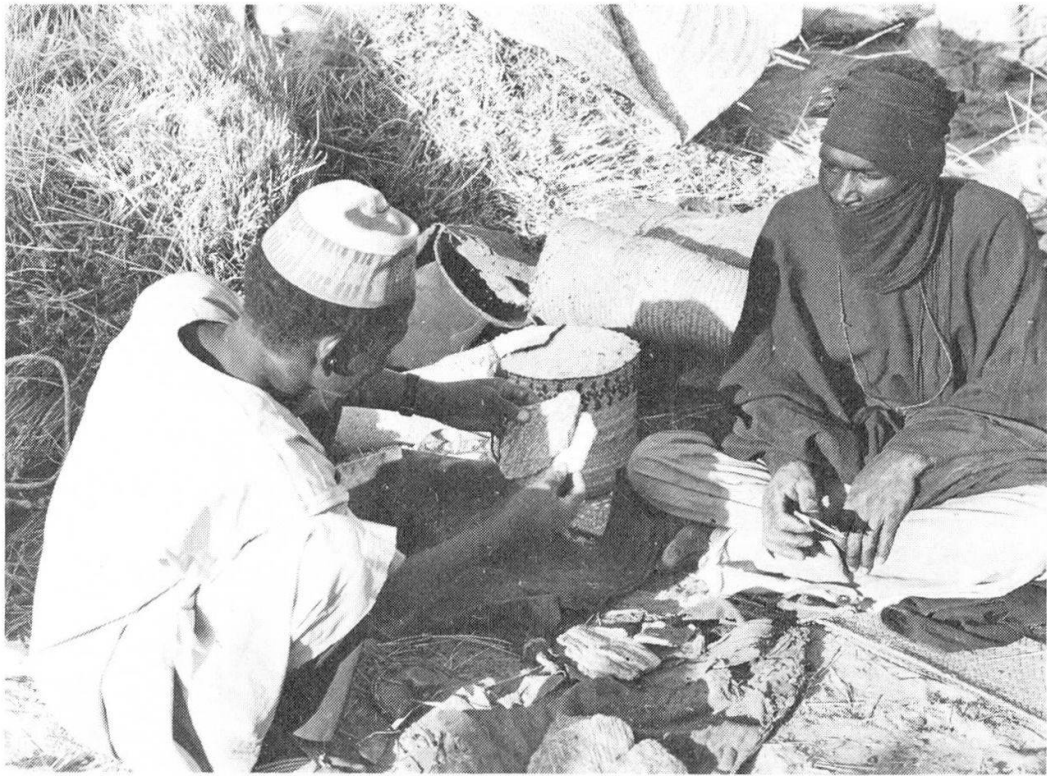


Abb. 8 Die Karawanenleute bringen in normalen Zeiten nicht nur Hirse nach Bilma, sondern auch getrocknetes Fleisch und (wie hier zu sehen ist) getrockneten Käse, wie ihn die Tuaregfrauen fabrizieren.

Am nächsten Tag begleitete ich Azeluan zum Salzeinkauf. Sein alter Handelspartner Abari aus Bilma holte uns ab, und wir gingen zusammen zu seiner Saline, die ziemlich abgelegen war. Seine Kantu vom letzten Herbst, die ihm noch übriggeblieben waren, hatte er in Zehnerreihen aufgestellt, und nun prüfte der alte Targui sie eingehend. Zuerst ging er einmal um den Vorrat herum, kratzte da und dort ein Stücklein Salz weg und kostete es. Er drehte einige Stöcke, um festzustellen, ob sie etwa noch feucht seien. Dann setzten sich die beiden Männer auf ein Mäuerchen und feilschten miteinander.

Abari brauchte keine Hirse, sondern wünschte Bargeld, und Azeluan war unschlüssig. Deshalb schickte er einen Knaben nach seinem Sohn Al Hassani. In der Wartezeit stand er wieder auf, ging zwischen den Salzstöcken hin und her, zählte noch einmal, indem er jedes Stück betastete, er bückte sich nach Rissen, zeigte aber keine Ungeduld, dass der Sohn auf sich warten liess.

Endlich erschien Al Hassani und prüfte nun genau gleich umständlich wie sein Vater das Salz, und als man endlich handelseinig war, zählten alle drei noch einmal die Kantu, obschon jeder ja längstens wusste, wie viele es waren.

Die drei Gruppen aus Galadina, die angekommen waren, hatten zusammen fast sechshundert Salzstöcke gekauft, die sie sorgfältig in mitgebrachte Matten einpackten. Bruchstücke verlieren sehr an Wert, bis Agades und bis in die Viehzuchtgebiete weiter südlich war es noch weit, aber dort löste man das Zehn- bis Zwölffache des Ankaufspreises, so lohnte es sich schon, gut zu polstern und die Pakete sorgfältig zu verschnüren. Ungefähr zehn Tage nach ihrer Ankunft traten sie wieder den langen Marsch westwärts durch den Tenere an.

So friedlich wie heute ist es in Kalala nicht immer zugegangen. Die ersten, die das Bilma-Salz holten, waren offenbar im frühen Mittelalter Kanuri und Haussa aus dem Süden, vor allem aus der Gegend von Goure und Nguigmi. Die Tuareg aus dem Air wussten damals noch nichts von den Kaouar-Salinen, sie zogen bis Murzuk, dann in den Djado, um zu Salz zu kommen, und erst später entdeckten sie die für sie so viel nähern Kaouar-Oasen. Zuerst plagten sie die Salzleute von Séguédine, dann fanden sie die Salinen von Dirkou und Bilma. Aber es waren nicht friedliche Kaufleute, die da kamen, sondern kriegerische Horden, welche die Oasen plünderten und die Bewohner unterwarfen.

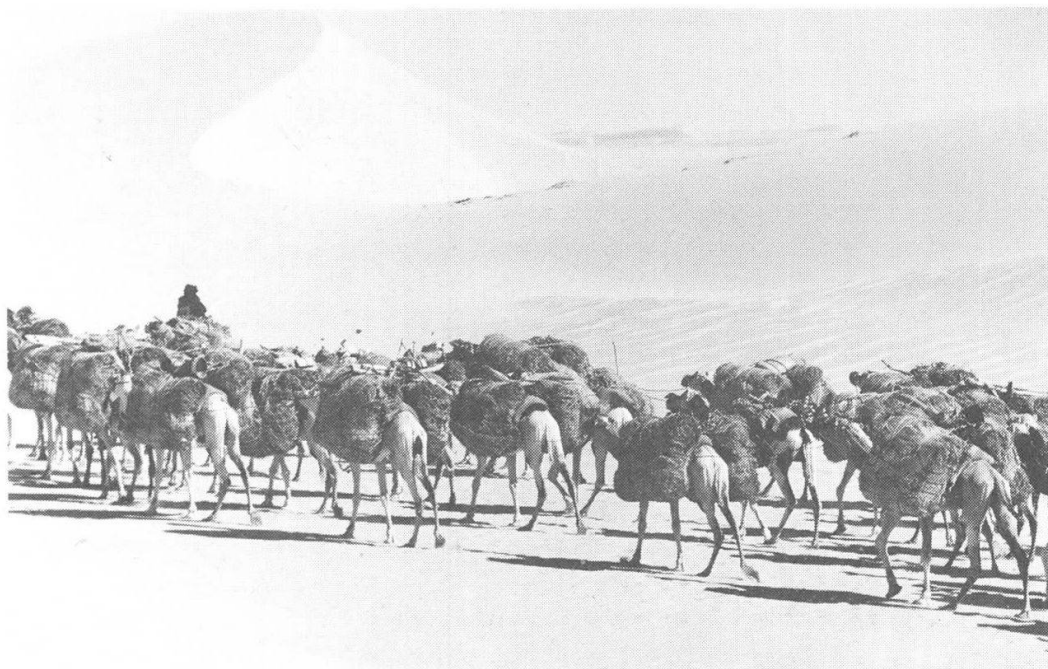


Abb. 9 Karawane unterwegs im grossen Erg zwischen Fachi und Bilma. Die Tiere sind mit Heuballen beladen. Nahrung der Kamele, die auch für den Rückweg reichen muss.

Bald einmal waren sie die Herren der Salinen, sie befahlen, sie entschieden, wer eine neue eröffnen durfte, sie liessen sich die Rechte mit Tributen abkaufen, und sie bestimmten dann das Tauschverhältnis. Immerhin hatten sie begriffen, dass man die Kühe nicht schlachten darf, die man melken will. Das Salz war ihnen so wichtig, dass sie die Kanuri doch einigermaßen mit Hirse versorgten. Damals begann eine wohl einmalige Symbiose zwischen zwei völlig verschiedenen Gruppen, die in einer gegenseitigen Abhängigkeit zu leben gezwungen wurden. Ohne die Möglichkeit, das Salz zu verkaufen, ist der Kaouar zum Tode verurteilt, und ohne den Salzhandel können einzelne Tuareg-Gruppen nicht existieren. Das gilt einigermaßen auch heute noch. Die Leute aus dem Air, die den Tenere durchquerten – welch ein Wagnis für damalige Zeiten! –, lebten ständig in Angst, von Tubu oder Arabern aus dem Fezzan überfallen zu werden. Die Geschichte berichtet von grässlichen Zusammenstössen und Hunderten von Toten. Und die Sesshaften lebten in der Angst vor den Tuareg, die ihnen das Salz stahlen, ausserdem junge Frauen und Burschen raubten, die sie in die Sklaverei verschleppten.

So wird aus der damaligen Zeit von merkwürdigen Handelsmethoden berichtet: Wenn die Tuareg in Kalala ankamen, fanden sie in den Salinen kaum einen Menschen ausser einigen Greisen. Die Kanuri hatten sich im Bergland in Höhlen verkrochen, aber vorher auf dem Handelsplatz ihr Salz hingelegt. Die Tuareg packten zusammen, was sie fanden, und liessen ihre Hirsensäcke zurück; wie viele es waren, hing natürlich ganz vom guten Willen des Herrenvolkes ab.

In einer Legende wird von folgendem Vorfall berichtet: Eine Gruppe von Tuareg nahm eines Tages wohl das Salz, legte aber keine Hirse hin. Allah erzürnte sich darob so sehr, dass er ihnen einen vorher nie gesehenen Regen schickte. Die Karawane war bis zum Felsen von Tigguedillane gekommen, mitten im Tenere, als sie in das Unwetter geriet, und es regnete so stark, dass sich alles Salz, das die Räuber gestohlen hatten, auflöste. Sie mussten wieder nach Bilma zurückkehren. Nach langer Mühe fanden sie die Salzleute in den Felsabstürzen, versprachen ihnen alles Gute und konnten sie dazu bewegen, ihnen das verlorene Salz zu ersetzen. Seit jenen Zeiten, so heisst es in der Legende, sei das Verhältnis im gegenseitigen Interesse immer besser geworden.

Um genauer zu sein: die Kel-Iferouane, die Kel-Oui und die Kel-Gress sind etwa im fünfzehnten Jahrhundert im Kaouar angekommen.

Fatale Folgen der Dürre

Die grosse Dürre der frühen siebziger Jahre – kein einmaliges Ereignis für die Sahel-Länder – brachte vielen Menschen Leid und Not. Die schrecklichen Jahre wurden durch internationale Hilfe einigermaßen gemildert. Man weiss, dass die Katastrophe besonders hart ausgefallen ist, weil seit langem das ökologische Gleichgewicht gestört ist. Unwahrscheinliche Geburtenüberschüsse lassen die Bevölkerung ständig anwachsen. Trotz der grossen Sterblichkeit von Kleinkindern rechnet man im Niger und auch in anderen Sahel-Ländern gegenwärtig mit einer Zuwachsrate von 2,8 Prozent. Das bedeutet, dass sich die Bevölkerung in fünfundzwanzig Jahren verdoppelt.

Dank der Leistungen der Veterinärmedizin sind die Herden zu gross geworden, sie sind für die Verödung der Weidegebiete mindestens so verantwortlich wie der Regenmangel. Mahnungen an die Züchter, die Herden nicht wieder zu sehr anwachsen zu lassen, nützen sicher wenig.

Es ist leicht, gute Ratschläge zu erteilen und den Menschen zu erklären, was sie alles falsch gemacht haben. Es wird bedeutend schwieriger, ihnen nun Vorschriften zu machen, zum Beispiel über Geburtenregelung, oder vorzuschlagen, die Herden zu verkleinern. Wenn ich mich in einer kalten Nacht mit Karawanenleuten am Holzfeuer wärme und mit ihnen auf den heissen Tee warte, kann ich ihnen nicht gut empfehlen, Butagas zu verwenden, statt den letzten Buschwald zu zerstören.

Die niederschlagsarmen Jahre begannen bereits 1939, die überstandenen Hungerjahre zwischen 1972 bis 1974 sind nirgends vergessen, aber die Folgen sind, was den Niger betrifft, weitgehend überwunden, und es scheint, dass man gegenwärtig besser vorsorgt und Vorräte anlegt. Die Dürrejahre brachten eine sehr empfindliche Störung der Handelsbeziehungen zwischen den Tuareg und dem Kaouar. Damals kletterten auf den freien Märkten die Hirsepreise derart in die Höhe, dass man ruhigen Gewissens von Wucher schreiben darf. Welche fatalen Folgen sich daraus für beide Partner, die Sesshaften in Bilma und Fachi und die Karawanenleute, ergaben, möchte ich hier kurz schildern.

Die für den Kaouar bestimmte Hirse wird von den Tuareg in den Anbaugebieten im Süden des Air eingekauft. Die Preise stiegen von Jahr zu Jahr, die Karawanenleute mussten deshalb beim Verkauf auch mehr verlangen. Das Tausch- oder Preisverhältnis geriet aus dem Gleichgewicht. Die neuen Bedingungen konnten die Kanuri nicht erfüllen, deshalb durchquerten immer weniger Karawanen den Tenere; die Folge davon war, dass die Oasensiedlungen zu wenig Hirse erhielten. Gleichzeitig wurde man das Salz nicht los. Also stieg dort noch einmal der Hirsepreis, und der Salzpreis sank.

Vor der Dürre wurde ungefähr in folgendem Tauschverhältnis gehandelt: Der Karawanenchef erhielt für fünfzig Kilogramm Hirse dreissig Kantu Salz. Im Winter 1974/75 verlangten die Tuareg – entsprechend ihrem Einkaufspreis – für den gleichen Sack Hirse zweihundert Kantu zu rund 20 Kilogramm Salz. Die Salinenbesitzer sollten also für die gleiche Menge Hirse nun die sechsfache Zahl von Kantu liefern.

Die Oase Fachi mit etwas mehr als eintausend Einwohnern benötigt im Jahr rund zweihundert Tonnen Hirse. Man rechnet im Sahel pro Kopf und Jahr hundertfünfzig bis zweihundert Kilogramm Hirse, um etwa achtzig Prozent des Nahrungsbedarfes eines Menschen zu decken. Als die Preise noch im Gleichgewicht standen, tauschte man hundert Kilogramm Hirse gegen sechzig Kantu Salz. Um zweihundert Tonnen Hirse einzutauschen – das notwendige Quantum, um die Oase zu ernähren –, bezahlte man hundertzwanzigtausend Kantu. Das entsprach in den Salinen von Fachi etwa einer normalen Jahresproduktion von zweieinhalb- bis dreitausend Tonnen. Der Handel befand sich also in einem für beide Teile nützlichen Gleichgewicht.

Aber nun hatte sich durch die hohen Hirsepreise in den Anbaugebieten das Tauschverhältnis auf gefährliche Weise verschlechtert. Es ist leicht, sich auszumalen, in welchen Teufelskreis man dadurch geriet: So viel Salz, wie man für die notwendige Hirse bezahlen sollte, war in Fachi beim besten

Willen nicht zu gewinnen. Ausserdem wären niemals die notwendigen Kamele aufzutreiben gewesen, um diese fünf- bis sechsfache Menge Salz zu transportieren. Weil gar nicht genug Salz vorhanden war, wurden die Karawanenleute ihre Hirse nicht los, und die Leute von Fachi erhielten bei diesem miserablen Tauschverhältnis für ihren eigenen Bedarf nicht genug Hirse.

Die gleiche Rechnung könnte man für Bilma aufstellen. Für die Nomaden bedeutete das keine Ermunterung, im nächsten Jahr wiederum mit mageren Tieren und kargen Futtermitteln den Tenere zu durchqueren. Folglich nahm die Zahl der Karawanen noch einmal ab. Um eine Hungersnot zu verhindern, sah sich die Regierung genötigt, auch den Menschen auf der Ostseite des Tenere zu helfen, die sich früher dank des Handels selber über Wasser gehalten hatten. Die OPVN – Organisation des Produits Vivrières du Niger – brachte in den Kaouar auf Lastwagen mehr als tausend Kilometer weit Hirse, die, genau wie in anderen Notgebieten, zuerst gratis und dann zu niederen, vernünftigen Preisen verteilt wurde. Jetzt zögerten die Kanuri erst recht, ihr Salz gegen die sehr teure Hirse der Nomaden umzutauschen. Karawanen wurden zu Verlustgeschäften! Statt wie früher zwanzig- bis fünf- und zwanzigtausend Kamele kamen nun nur noch sechs- bis siebentausend Tiere in den Salinen an.

Das hatte aber zur Folge, dass in den Viehzuchtgebieten der Haussa-Völker im Süden empfindlicher Salzangel entstand, während in den Salinen die Vorräte liegenblieben. Man half den Kanuri folgendermassen: Früher durften die wenigen Lastwagen, welche bis Bilma gelangten, für ihre Leerfahrten zurück kein Salz mitnehmen, weil man die Verdienste der Nomaden nicht schmälern wollte. Nun habe ich in Kalala erlebt, dass man grosse Lastwagen mit Bezasalzbrot beladen hat, die man den Salzleuten zu einem vernünftigen Preis abgekauft hatte. Das schien richtig zu sein. Beim Missverhältnis Hirsepreis zu Salzpreis und dem dadurch bedingten teilweisen Ausbleiben der Karawanen rechtfertigte sich einigermassen der Transport mit den staatlichen Camions. Aber Lastwagentransporte durch eine schwierige, Brennstoff-fressende Wüste sind sehr teuer und für Massengüter wie Getreide oder gar Salz unwirtschaftlich. Transporteure, die einigermassen richtig rechneten, verlangten bereits vor der Ölkrise für eine Reise von Agades nach Bilma pro transportierte Tonne mehrere hundert Schweizer Franken. Ohne staatliche Zuschüsse ist ein motorisierter Warenverkehr nach Bilma nicht denkbar. Karawanen sind wohl achtmal langsamer, aber auch dreimal billiger.

Im Niemandsland zwischen dem Tschadsee und Bilma kreuzten wir Karawanen, die aus Bilma kamen, aber nicht Salz südwärts transportierten, sondern Hirse. Nichts könnte drastischer beweisen, wie stark die alten Handelsgewohnheiten während einiger Jahre gestört waren. Die Leute hatten eine beschwerliche Reise nach Bilma unternommen, weil sie vernommen hatten, dass man dort subventionierte Hirse pro Sack ein paar Franken billiger verkaufte als im Süden. Sie waren vier Wochen lang unterwegs, um im Salinenland ein paar Säcke Hirse zu kaufen, die man mehr als tausend Kilometer weit mit Lastwagen dorthin gebracht hatte!

Alte Ordnungen, die sich bewährten, sollten nie mutwillig zerstört werden. Ich glaube, was ich hier berichtete, ist ein gutes Beispiel dafür, dass für jede Hilfe Behutsamkeit notwendig ist und genaue Kenntnisse der Verhält-

nisse. Ad infinitum kann der Staat vernünftigerweise nicht seine Lastwagen mit verbilligter Hirse durch den Tenere schicken. Die einzige Lösung muss darin bestehen, dass sich die alten Tauschverhältnisse wieder einpendeln, dass zwischen Hirsepreis und Salzpreis das alte Gleichgewicht entsteht. Die Entwicklung scheint glücklicherweise in diese Richtung zu gehen, die Zahl der Karawanen hat in den letzten Jahren wieder etwas zugenommen. Nur der Salzhandel allein garantiert den Menschen im Kaouar und in Fachi ein Überleben ohne Almosen.

(Der Vortrag ist nun eingearbeitet in das Reisebuch von R. Gardi: "Tenere, die Wüste in der man Fische findet." Bericht über drei Reisen in den Osten der Republik Niger, Benteli Verlag, Bern, 1978).